Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 47. Posen, den 25. November. 1883.

Ein Unglückstag.

Allerlei Szenen aus einer Häuslichkeit.

Von Ernst Leuthold.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie ging in den Garten herunter, um ihrem Liebling die Wendung mitzutheilen, die ihre Hand dem künftigen Schicksal geben wollte. Apotheker Skultorr blieb wie verstört bei seinen Medikamenten. Ihm sauste es in den Ohren, flimmerte es vor den Augen und er ließ sich schwer in einen Stuhl fallen. Aber es war nur auf kurze Zeit. Vor seiner Schwiegermutter bangte ihm weniger. War sie doch keine böse Frau, sondern eigentlich recht gut und hilfreich. Sie hatte ihm in freundlich bereitwilliger Weise ein Kapital geliehen, als eine Hypothek ihm unerwartet gekündigt worden war. Das hielt er in dankbarem Gedächtniß fest und wußte auch, daß er sie zu nehmen und von der rechten Seite zu behandeln verstand. Aber der Knabe. Der verzogene, eigenwillige Bursche, der zu keiner rechten Arbeit bislang Ausdauer gezeigt hatte, den sollte er den ganzen Tag über um sich haben, den sollte er „anlernen," den sollte er noch unterrichten in seiner freien Zeit. Freien Zeit. Er lachte grimmig auf. Dann überlegte er, ob er die Sache nicht seiner Frau mittheilen solle. Aber er entschloß sich, vorerst noch allein zu überlegen und — zu handeln. Nicht daß er einen Sturm bei seiner Frau gefürchtet hätte. Aber seiner loyalen Natur widerstrebte es, seine Frau in eine schiefe Stellung zu bringen. Außerdem kam ihm ein Gedanke, der vielleicht zu einer ersprießlichen That wachsen mochte. Er schnippte mit den Fingern und aus seinen Augen sah der Schalk allbereits wieder heraus. In würdevoller Haltung nahm er die feierliche Vorstellung seines erwählten Lehrlings entgegen. Der sah ihn etwas ungläubig an. Es paßte ihm wohl, daß er den Schularbeiten entrinnen dürfte; aber er war auch ein pfiffiger Junge, und er traute seinem Schwager nicht recht.

„Ich laß' Euch allein," sagte die Mama und kehrte, ihrem Liebling ermuthigend zunickend, zu ihrem früheren Platze zurück.

Danach war es im Apothekenzimmer eine Weile ganz still. Jeder der beiden Anwesenden erwartete von dem anderen das erste Wort.

„Also Du hast Lust —?" begann endlich doch der Apotheker.

„I ja," kam die Antwort, etwas herablassend.

„Aber lernen wirst Du bei mir auch müssen."

„Kann ich ja."

„Und zuverläßig mußt Du auch sein."

„Selbstredend. Uebrigens lieber Schwager," — der angehende junge Mann brauchte diese Anrede mit Vorliebe — „bitte ich Dich, zu bedenken, daß ich im August fünfzehn werde und kein kleiner Knabe mehr bin. Ich bringe eigentlich der Mama ein Opfer, wenn ich hier bleibe."

„Daß Dich!" wollte der Apotheker auffahren, er bezwang sich aber und blieb ruhig.

„Ich möchte, nun ich möchte lieber zur See gehen," antwortete der Knabe nach einer Weile auf die etwas spöttische Frage, welchem Berufe er denn seine kostbaren Kräfte widmen möchte.

„Zur See also. Na, mein verehrter Schwager, das dürfte Dir vielleicht doch nicht sehr gefallen. So ein Tauende ändert manchmal seinen Kurs, und das soll nicht gerade lieblich sein; wenn man derjenige ist, welcher — —"

„Ich meine natürlich zur kaiserlichen Marine."

Der vorwurfsvolle Ton dieser Antwort, die ganze gekränkte Attitüde bei der Zumuthung, er, Arthur könne beabsichtigen, auf einem Handelsschiffe seine Laufbahn zu beginnen, hätten eigentlich dem Apotheker imponiren müssen. Imponirten ihm aber gar nicht.

„Und warum suchst Du Deine Mutter nicht zu bewegen, Dich dieser ehrenvollen Laufbahn widmen zu dürfen? Kannst ja mal Admiral werden, und die hübsche Uniform!" fragte der Apotheker scheinbar voll theilnehmenden Ernstes.

„Es ist etwas kostspielig und dann wird der Adel sehr bevorzugt."

„Du bist ja merkwürdig gut unterrichtet. Vielleicht adelt man Dich noch. Vorläufig aber kannst Du mit Deiner Laufbahn als Apotheker anfangen, ehe Du Dich in den Kahn und Dir den Kahn auf Deinen Kopf setzest. Also: Du bleibst jetzt hier im Zimmer. Wenn jemand nach einem Rezept kommen sollte, oder nach einer Postsache, oder in einer standesamtlichen Angelegenheit, oder wegen Kohlen, oder nach Wein fragen: dann rufst Du mich. Ich habe im Laboratorium zu thun. Einstweilen kannst Du Signaturen ausschneiden; aber ordentlich. Siehst Du, so, daß keine Ränder überstehen."

So blieb der Knabe allein, einen großen Bogen rothen Papieres vor sich, den er zerschneiden sollte, daß die ominösen drei Kreuze auf zierlichen Kärtchen standen. Er beeilte sich nicht sehr mit der Arbeit. Es wurd' ihm bald langweilig. Er sah sich die Flaschen und Büchsen an, zog die Schubfächer auf und schob sie wieder ein, machte die Glasflasche mit den Pfefferminzplätzchen ausfindig und aß wohl eine Handvoll, er schlug auch die dicke Pharmakopoe auf, die auf dem Rezepturtisch lag, und sah sich kopfschüttelnd die ersten Seiten an.

Da klingelte es. Er fuhr zusammen und griff eilig wieder nach der Scheere. Ein älterer Mann kam herein. In ordentlichem Anzug, aber nicht wie ein Bauer. Der sah ganz verwundert auf, als statt des wohlbekannten Apothekers ein kleines Herrchen hinter dem Tische vorkam.

„Sie wünschen?" fragte dieses sehr wichtig.

„Ich wullt' zu'n Herrn Schkulter."

„Wünschen Sie —" — erwartungsvolle Pause, um die Spannung zu erhöhen -- „den Herrn Postagenten Skultorr zu sprechen?"

„Hä?"

Arthur mußte die Frage wiederholen.

„Ne."

„Haben Sie vielleicht eine standesamtliche Meldung?"

„Hä?"

Der Knabe wiederholte auch diese Frage, aber schon in etwas lautem Tone. Und wieder kam die Antwort: „Ne."

„Dann wünschen Sie wohl Wein zu kaufen?"

Dasselbe Spiel.

„Oder Sie bedürfen Kohlen? Nein? Oder Sie haben mit dem Samenkaufmann Skultorr zu thun?"

Der Alte sah ihn unfreundlich an; so mit einem Blicke von unter herauf, glupsch nennt man das.

„Wenn Sie etwas von Herrn Skultorr wünschen, lieber Mann, so sagen Sie es gefälligst. Ich bin sein Vertreter."

Sein Vertreter! Blödigkeit gehörte eben nicht zu Arthurs Schwächen.

Der alte Mann verzog das Gesicht. Ihn ärgerte das zungenfertige Stadtherrchen, dem er sich nicht gewachsen fühlen mochte. Der Apotheker aber war nirgends zu sehen und so sagte er endlich brummig: „Ihch hob hier su an Briesel vum Dokter; ihch kunn's oder (aber) ni läsen." Damit reicht er ein Rezept hin.

„Ein Rezept! Sehr gut." Mit wichtiger Miene sah er auf die mystischen Zeichen. „Kommen Sie in einer Stunde wieder."

Der Alte, es war ein Fuhrmann aus dem nächsten Dorfe, schüttelte den Kopf, ging aber.

Acid — muriad. buchstabirte der Knabe indessen, unschlüssig, was er eigentlich anfangen sollte. Endlich hielt er es doch für gerathen, in den Keller hinabzusteigen und den Schwager zu rufen. Der sah flüchtig auf das Rezept, das Arthur noch in der Hand hielt und kam sofort. „Wo ist der Mann?" fragte er, als er den Hausflur leer fand. Die Leute blieben gewöhnlich nicht in der Apotheke, wenn sie warten mußten und er hinausging, um eine Flasche oder etwas aus der Materialstube zu holen. Es war dies charakteristisch. Die Landleute, die selber mißtrauisch sind, mochten nicht, daß man ihnen mißtraute.

„Der kommt in einer Stunde wieder" — antwortete der Knabe.

„Hat er das gesagt?"

„Ja — nein — ich denke das ist so bei Rezepten."

„Herr Gott im Himmel! Junge!" Der große Schwager schluckte, als hätt' er eine Mücke im Halse. „Das Rezept ist in fünf Minuten gemacht. Der Mann hat eine Stunde zu gehen, bis er nachhause kommt, und den schickst Du weg."

„Das wird ihm doch nicht schaden. Was Ihr für Wesens mit den Leuten macht."

Hatte Skultorr sich vorhin noch nicht entscheiden können, ob er seinen Plan ausführen soll, so war er jetzt klar darüber. Er lächelte mild. „Die Leute brauchen uns nicht so sehr, wie wir sie. Du mußt es aber nicht übel nehmen."

Er machte die Arznei schnell zurecht, schloß sein Pult auf und legte sein Rechnungsbuch hin, nahm dann aus einem Wandschränkchen eine große Schüssel mit einem Löffel darin, stellte diese ans Ende des Tisches und trat selber ans Fenster zu seinem Buche. Den Knaben überließ er eine Weile sich selbst, das heißt: seinem Schicksal. An der Seite des Schreibpultes war ein Spiegel, durch den er beobachten konnte.

„260, 310, 328," murmelte er halblaut, „es stimmt nicht."

Der Knabe kam aus dem Schmollwinkel näher. Ein feiner Duft ging von der Schüssel aus. Das kam, weil Honig darin war, eine besondere Liebhaberei von ihm, der ein leckeriger Junge war, trotz seiner blasirten Manieren, durch die er seiner Umgebung oft so überaus erfreulich war.

„Brauchst Du das?" fragte er.

„Laß!" kam die ungeduldige Antwort vom Pult her, und wieder hörte er zählen 362, 369, 420 und so weiter.

„Ist das Honig, Schwager?"

„Ich hab' den Kopf voll; stör' mich nicht!" Und wieder murmelte der Rechnende am Pult seine Zahlenreihen, die widerspänstiger Weise bei der Addition nicht die gleiche Summe ergeben zu wollen schienen.

Der Knabe schwang sich auf den Ladentisch, nahm mit einer gewissen Absichtlichkeit seine große Scheere wieder zur Hand und gab sich eine derartige Richtung, daß er die verführerische Honigschüssel gegenüber hatte, seinem Schwager aber den Rücken zuwendete. Da der Schwager auch das Gesicht nach dem Fenster gerichtet hatte, erschien dem Knaben die Position äußerst vortheilhaft. Er führte in kleinen Pausen einen gefüllten Löffel nach dem andern zum Munde und handhabte seine Scheere jedesmal hinterher bedeutend geräuschvoll. Das ging wohl zehn Minuten so fort. Dann klappte der Apotheker sein Buch zu und athmete recht tief auf. „Es stimmt," sagte er recht vergnügt. „Na Arthur, so fleißig?"

„Das ist die letzte Etikette."

„Schön das. Kannst mir noch etwas helfen."

Er holte ein paar kleine Glasbüchschen, ließ sie den Knaben halten und begann, sie aus dem Inhalt der Schüssel zu füllen. Des Knaben Augen wurden größer vor Erstaunen. Dann wies er ihn an, die rothen Etiketten zu gummiren und auf den Deckel und die Seitenwand je eines der Glasbüchschen zu kleben.

„Was ist das?" Die Stimme versagte ihm beinah; er war sehr blaß geworden.

„Das? Fliegenhonig."

„Ist das — ist das — giftig?"

„Natürlich."

„S e h r giftig?"

„Na, ich danke; es geht; ja."

Der Knabe taumelte einige Schritte zurück. „Oh, oh," stöhnte er.

„Du hast doch nicht etwa davon genascht?"

„Ich dachte, oh ich dachte, es wäre Honig."

„Das ist 'ne schlimme Geschichte. Ist Dir schon schlecht? Hast Du viel genommen?"

„Ja, ja. Ach, mir wird so — ich kann gar nichts sehen."

„Das stimmt; das ist das erste Symptom."

„Muß ich sterben?"

„Wir wollen das Beste hoffen, lieber Arthur. Jetzt gehst Du schleunigst in die Küche und da trinkst Du Milch, so viel Du bekommen kannst. Hörst Du?"

Der Vergiftete wankte der Thüre zu, und es war gut, daß er seines Schwagers Angesicht nicht sah.

„Arthur" — rief ihm der noch zu — „trag's wie ein Mann. Nimm Rücksicht auf Deine Mutter und verrath' es ihr nicht. Du weißt, wie sie Dich liebt."

In einer halben Betäubung ging er. Es war gut, daß seine Füße den Weg kannten, er hätte ihn vielleicht nicht gefunden. In der Küche stand seine Mutter, die eben das Fläschchen für das Kleinste in warmem Wasser „temperirte." Sie erschrak ordentlich bei seinem Anblick, so fahl sah er aus. „Was ist Dir, mein einziger Junge?"

„Milch! Mutter, gieb mir Milch."

„Du trinkst doch sonst keine. Warum denn?"

„Ich habe solchen Durst." Mit hohler Stimme gesprochen.

Sie wollte ihm ein Glas vollschenken, aber er nahm ihr den Topf aus der Hand und — die Augen zudrückend — leerte er ihn mit großen Schlucken, ohne abzusetzen.

„Mehr!" sagte er dann dumpf. Die Mutter willfahrte ihm kopfschüttelnd. Er leerte einen zweiten Topf mit der gleichen Todesverachtung, richtiger Todesfurcht, und verlangte dann noch mehr.

„Athur, was soll das bedeuten?" rief da seine Mutter außer sich. Diese plötzliche Leidenschaft für ein Getränk, das er sonst durchaus verachtete, sein verstörter Blick: ihr wurde unheimlich.

„Gieb mir nur Milch!" Und er ging selbst entschlossen auf die Speisekammer zu.

„Sie ist ja noch nicht abgekocht."

„Um so besser." Er ging auf eine Milchsatte zu und begann zu trinken. Aber seine Natur rebellirte gegen eine so reichliche Milchlibation. Er hielt inne, einen regelrechten Milchbart auf der Oberlippe, sank er, wie geknickt, auf den Küchenschemel und stöhnte: „Es ist aus."

„Mein Himmel, was hast Du?"

„Gift, Mutter. Ich muß es Dir doch sagen. Otto hatte Fliegenhonig. Ich habe davon gegessen. Oh, oh!"

Wie eine Löwin stürzte die geängstigte Frau zu ihrem Schwiegersohn. „Was haben Sie mit meinem Jungen gemacht? Er stirbt. Nun helfen Sie!"

Der Schwiegersohn hatte einen derartigen Auftritt kommen sehen, er war vorbereitet.

„Aengstigen Sie sich nicht unnöthig. Hat er Milch getrunken?"

„Sehr viel."

„Das ist gut. Das neutralisirt vollständig und Sie haben nichts mehr zu fürchten. Höchstens ein kleines Unwohlsein,

hervorgerufen durch den Genuß von Milch, Honig und Pfefferminzplätzchen. Er roch schrecklich danach."

„Wie können Sie Gifte umherstehen lassen. Ich denke, die müssen verschlossen gehalten werden?" Sehr gereizt, vorwurfsvoll, hastig.

„Ich war dabei. Er naschte hinter meinem Rücken. Außerdem giebt es hier eine Menge Dinge, die nicht direkt Gifte und doch sehr schädlich sind. Ich werd' ihm noch etwas zurecht machen, das ihn bald wieder herstellt."

„Nein, nein — nein, nein. Wenn es nicht direkt nöthig ist, lieber nicht! O Gott, was soll ich thun?"

„Stecken Sie den Jungen in's Bett und kochen ihm eine große Tasse Fliederthee, das wird am Besten sein."

Sie seufzte und verließ ihn, und bald hörte er die beiden nach dem Oberstock hinaufgehen; dort waren die Schlafzimmer, Küche und Wohnzimmer lagen im Erdgeschoß.

Nach einer Weile kam seine Frau zu ihm. Ihre vorwurfsvollen Augen sagten ihm schon, daß sie um seine Eulenspiegelei wußte.

„Otto" — seufzte sie — „mein Himmel, was hast Du mit Arthur gemacht!"

„Ich habe gar nichts mit ihm gemacht."

„Doch, doch. Ich warte auf Mama, das Kind schrie so. Ich will herunter nach der Küche, da kommen sie mir entgegen. Arthur quittegelb im Gesicht, Mama fliegend vor Aufregung. Mama legt ihn in ihrem Zimmer auf das Sopha, und da stöhnt er vor Schmerzen und windet sich wie ein Wurm. Er sei vergiftet, klagt Mama immer. Nun sag' mir, wie ist das möglich! Ist es denn in der That so?"

„Lieschen, Du bist ein braves Weib. Du wirst eingestehen, in der Nothwehr sind alle Waffen erlaubt."

„Wie so Nothwehr?"

„Mama wollte mir Arthur als Lehrling aufpersuadiren."

„Das ist doch nicht schlimm. Vielmehr sehr vernünftig. Was soll denn aus dem unnützen Jungen werden?"

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Maria Stuart.

Ein gemeinverständlicher, schönwissenschaftlicher Versuch.

Von H. F.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die verhängnißvolle Unterredung kehrt das gut Begonnene für Maria in das Gegentheil um; ihr Sieg über die Gegnerin ist ihr Tod, sie geht zu Grunde an dem Uebermaße des Hasses, der sich in ihr ursprünglich und unendlich regt —

Nichts lebt in mir in diesem Augenblick
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle guten
Gedanken, und die Schlangenhaare schüttelnd
Umstehen mich die finstern Höllengeister.

In der Gewalt der Leidenschaft drückt sie den Giftpfeil auf das Herz der Tochter Anna Bouleyn's ab, von der sie spricht:

Sie geht in Wuth, sie trägt den Tod im Herzen!

nachdem sie in maßloser Ueberhebung ausgerufen:

Doch ich bin euer König

ganz gegen ihr besseres Bewußtsein, welches ihr sagen mußte, daß sie es nie verstanden hatte, König zu sein. Maria ist durch eigene Schuld verloren, wie Mortimer es richtig ausspricht:

Täuscht Euch nicht mehr,
Als ob es noch wie gestern mit Euch stände!
So wie die Königin jetzt von Euch ging,
Wie dies Gespräch sich wendete, ist Alles
Verloren, jeder Gnadenweg versperrt.

Ablenkend von dem Todesstreiche wirken der Mordversuch des Karmeliten und der Verrath Leicesters an Maria und an Mortimer. Auf Seiten Elisabeths werden diese Momente nur Vorwände, das innerlich fest Beschlossene mit gutem Scheine auszuführen. Maria's Haupt muß fallen.

So ist der Verlauf der dramatischen Geschichte, an der nichts historisch ist als der Schluß, und wiederum alles geschichtlich, weil die historischen Personen nach der psychologischen Auffassung, die wir ihren historischen Stellungen und Thaten entnommen haben, so und nicht anders handeln konnten. Wie der französische Heiraths-Antrag unhistorisch in das Todesjahr der Maria verlegt ist, so ist namentlich Mortimer's Gestalt nur eine Wiederholung der Norfolk und Babington und sein Verkehr mit Leicester gewiß nur erfunden, um die Szenen des 3. Aktes, auf denen das ganze Drama beruht, möglich zu machen. Denn eine Begegnung der beiden Königinnen hat niemals stattgefunden. Jeder Zug des Dramas zieht uns also von der historischen Thatsache ab, hin zu dem Gebiete geistiger Bewegung und Entwicklung, immer den Hintergrund des Kampfes zwischen dem Protestantismus und dem Katholizismus festhaltend, wie auch die historische Bedeutung der Hauptpersonen. Für dieses Letztere sehen wir deutlich, wie tragisch genommen das Weib Maria über das Weib Elisabeth siegt, wie aber historisch die Königin Elisabeth Siegerin bleibt über die Königin Maria. Historisch ist auch, wie wir oben gesehen, die Anreizung zum Meuchelmorde, erst von Seiten Burleigh's, dann von Elisabeth selbst. Beide wollen das Ende Marias mit den heißesten Wünschen ihres Herzens. In solchen Momenten ertappt sich selbst der Edle nicht selten auf verbrecherischen Gedanken, die dann gar oft, man weiß nicht wie, in das Reich der Wirklichkeit treten, in der Art etwa, wie es im Wallenstein heißt:

„Ich müßte die That vollbringen, weil ich sie gedacht."

Auch der Versuch der heimlichen Verführung des Mortimer durch die Elisabeth ist kein vom Dichter so erfundener Zug, daß er ihm Unehre machte. Das Motiv liegt vor und es ist nicht abzusehen, warum Elisabeth in ihrer Verlegenheit nicht auch zu diesem Mittel hätte greifen sollen.

Daß Maria Stuart ein tragischer Charakter ist, hat noch niemand angezweifelt. Von Natur gut, edel, hochherzig, fällt sie den Konflikten des Lebens zum Opfer, nicht ohne Schuld, doch aus der Schuld sich reinigend und erhebend, findet sie ihren Tod in ruhiger ja engelhafter Verklärung, und somit das schönste Loos, das einem Sterblichen beschieden sein kann. Ihre Schuld liegt aber nicht in ihrem Vorleben.

Wer das vermeint, müßte die Maria mit Palleske ein Drama des Zustandes nach der Methode des Euripides nennen, und somit es weit und tief herabsetzen. Wir haben das oben hinreichend auseinandergesetzt und wollen nur hinzufügen, daß die tragische Schuld leider oft genug von der ästhetischen Kritik wenig angemessen aufgefaßt wird, und daß damit müßige und vage Auseinandersetzungen zum Vorschein kommen, welche für das Verständniß des Tragischen überhaupt wenig geeignet sind. Was hat der sonst so verdienstvolle Hoffmeister über die Schicksalstragik der alten Griechen nicht alles zusammengeschrieben und wie hat er sich nicht bemüht, unseres Schillers Größe von diesem Piedestal aus zur Anerkennung zu bringen! Als die neuen Schicksalstragöden, die Müllner, Grillparzer u. s. w. das Gespenst als Schicksal einführte, da erkannte man gar bald die Müßigkeit einer solchen Kunstrichtung, aber man hatte vielleicht aus alter Gewohnheit nicht den Muth, auch für das Alterthum das Fatum als tragische Macht und Gewalt fallen zu lassen. Und doch scheint uns in der Schicksalstragödie des Oedipus nach Sophokleischer Auffassung das Räthsel gelöst zu sein. Der Orakelspruch liegt vor, und Oedipus erscheint zumeist den heutigen Lesern sowohl im Tyrannes als in dem auf Kolonos als ein vom Schicksal fürchterlich heimgesuchter, der ohne Schuld ist und das Schicksal des Labdakidenhauses erfüllen

muß, bevor er vor den Göttern gereinigt erscheinen und erhöht werden kann. Und doch hat Oedipus im Zorne einen alten Mann erschlagen und aus Ehrgeiz eine Frau geheirathet, die älter ist als er und somit in jugendlicher Unbesonnenheit die Warnung des Orakels vergessen und gegen die Natur sich verschuldet, so daß man hierin seine tragische Schuld erkennen muß und die fernere psychologische Bewegung des Dramas ableiten kann. In Lessings Emilia Galotti liegt die tragische Schuld noch versteckter. Man ist jedoch so sehr zur Anerkenntniß ihrer Nothwendigkeit gekommen, daß man sie gewissermaßen mikroskopisch aufgesucht und entdeckt hat. Emilia geht zu Grunde, weil sie der sinnlichen Neigung zu dem Prinzen Raum in ihrem Herzen gewährt hat. Endlich wollen wir noch auf Othello hinweisen, um die größten Tragiker aller Zeiten in Meisterwerken an uns vorübergehen zu lassen. Hier sind Othello und Desdemona die tragischen Gestalten und ihre tragische Schuld beruht in der unnatürlichen Verbindung, in einer Verkennung der natürlichen Grenzen der leidenschaftlichen Liebe, die nun auch den Untergang zur Folge haben muß. Wenn neuere Darsteller des Othello denselben als einen Mauren auffassen und darstellen, um die verirrte Geschmacksrichtung der Desdemona uns möglichst gleichhaft zu machen, so scheinen sie unserer Ansicht nach von dem Begriff und der Nothwendigkeit der tragischen Schuld auch nicht eine Ahnung zu haben. Shakspeare wollte einzig und allein das Dämonische der Eifersucht schildern, die Raserei der getäuschten Liebe, deshalb machte er Othello zu seinem Helden und nicht die Desdemona, und kehrte sich wenig an die Ungleichmäßigkeiten seiner dichterischen Komposition, wie wir schon oben mit Rümelin angedeutet haben.

Hiermit kommen wir aber zum letzten Punkt unserer Darlegungen. Einfach und verständlich und durchsichtig wie die dramatische Handlung in der Maria Stuart, ist auch die Komposition derselben, die bei der Fülle des Stoffes fast unerreicht dasteht und die Nothwendigkeit von fünf Akten außer Zweifel setzt. Unter diesen gehört der erste und fünfte Akt vorzugsweise der Stuart, der zweite und vierte der Elisabeth, während die Darlegung des tragisches Konfliktes im 3. die beiden Königinnen zusammenführt. Im 1. Akte erfahren wir nebenbei die Vorgeschichte der Maria, soweit sie in Schottland sich begeben, ihre Unterredung mit der Kennedy, und die auf englischem Boden durch die Unterredung mit Burleigh, der ihr das Urtheil des niedergesetzten Gerichtshofes zu verkünden hat. Grade diese Szenen sind es, die Schiller mit unübertrefflicher Meisterschaft auch in der äußeren Darstellung geschmückt hat. Der zweite Akt giebt uns Aehnliches in Bezug auf die Elisabeth, zu der Talbot, Graf von Shrewsbury, in einem ähnlichen Verhältnisse wie Kennedy zu Maria steht, so daß er Worte und Meinungen seiner Königin gegenüber vertreten darf, die selbst Burleigh und Leicester geflissentlich vermeiden. Im vierten Akte, um den oft behandelten dritten zu übergehen, vollzieht sich am Hofe der Elisabeth und unter ihrer persönlichen Mitwirkung der Beschluß, das Todesurtheil zu unterzeichnen und vollziehen zu lassen, so daß uns endlich der fünfte die zum Tode gehende königliche Dulderin zeigt, nachdem sie jede Schlacke des Irdischen abgestreift und ihren Mördern in dem klaren Bewußtsein verziehen hat, daß der Himmel auch ihr Schweres verziehen habe. Wir aber, Leser oder Hörer, scheiden unter dem rührendsten Mitleid, daß so viel Schönheit und Liebenswürdigkeit an dem Uebermaße der Leidenschaft zu Grunde gegangen und werfen noch einen Blick auf Elisabeth, die von ihren guten Geistern verlassen, die Strafe der Vereinsamung selbst auf einem Königsthrone zu tragen hat, also nicht ohne das genugthuende Gefühl der poetischen Gerechtigkeit.

Dieser einfache, klare, durchsichtige und symmetrische Aufbau wird nur durch den 5. Akt in etwas beeinträchtigt. Die Dehnung der Abschiedsszenen, die Kommunion und das dazu Gehörige spannen den Leser auf eine Art von Folter; es wird ihm nicht einmal das Aufschlagen des Todtengerüstes erspart, und diese und andere Bilder der schmerzlichsten Art wollen die Seele um so mehr erdrücken, je mehr sie in dem vollen Glanze dichterischer Rhetorik vorgetragen werden. Daß die Kommunionszene nicht auf die Bretter gehört, versteht sich von selbst; im Drama aber, insofern es nur gelesen werden soll, wird man sie ungern vermissen.

Diese Andeutungen mögen genügen. Wir haben gewiß nicht ganz Unrecht, wenn wir die Maria Stuart für eines der vollendetsten Dramen halten, die uns von irgend einem Dichter irgend einer Nation dargeboten sind. Es dürfte nicht allzu schwer sein, im Einzelnen den Nachweis zu liefern, daß dieses Drama grade als Mustertragödie aufgefaßt werden darf, so präcis nach allen Regeln der reinen Theorie komponirt, daß man umgekehrt aus ihm allein sich die Theorie der tragischen Kunst, sollte sie einmal verloren gegangen seien, wiederherstellen könnte. Das Drama ist unbewußt schön und nur mit einem andern nach dieser Seite hin zusammenzustellen, mit der Lessingschen Minna von Barnhelm, welches noch immer das beste deutsche Lustspiel ist, weil niemals veraltet, nur immer von Neuem willkommen geheißen wird. Daß Schiller seinen Tragödien durch den sogenannten tragischen Vers, den fünffüßigen Jambus gerecht geworden, ist bekannt genug, darf aber nicht unbemerkt bleiben, weil man von heutigen Darstellern der tragischen Muse so selten einen Vers zu hören bekommt. Das Publikum scheint das leider zu unterschätzen und den ernsten Tadel Platens:

„In Versen sprach er selten zwar, doch konnt auch das nicht stören,
Ihr seid ja Menschen, wollt ihr denn der Götter Sprache reden hören?"

leichthin zu nehmen. Auch vor dieser Unterschätzung möchte man unsern Dichter bewahrt sehen und nicht nur der Eingang der Iphigenie, sondern auch z. B. das Mortimer'sche:

„Ich zählte 18 Jahre Königin rc."

möglichst vollendet vortragen hören, sonst bleiben wir lieber zu Hause und lesen, statt daß wir möglichst Unvollkommenes hören.

Eine der kühnsten Bahnen in Europa ist die schräge Seilbahn, welche zur Beförderung von Touristen in der Nähe von Montreux in der Schweiz kürzlich in Betrieb gestellt worden ist. Nach den vorliegenden Angaben beträgt die senkrechte Entfernung der beiden Endstationen 304 m und die horizontale 500 m, so daß die Bahn also eine Steigung von 3 : 5 hat. Die Anlage hat zwei Geleise und zwei Wagen, welche an einem Seil hängend, sich gegenseitig balanciren, so daß der eine heraufsteigt, während der andere hinunterfährt. Jeder Wagen hat dreierlei Bremsen, eine automatische, eine pneumatische und eine gewöhnliche, so daß die Gefahr des Herabfallens beseitigt ist. Die Fahrt dauert sieben Minuten und soll im höchsten Grade fesselnd sein. Aehnliche Bahnen giebt es schon seit längerer Zeit in Amerika, von denen nur die höchst interessante „Switchback"-Bahn bei Mänch Chunk in Pennsylvanien erwähnt sei. Hier werden die Touristen auf zwei derartigen Seilbahnen kurz hinter einander einmal 664' und darauf 462' hoch gezogen, worauf die Wagen auf einem Geleise von geringem Fall durch ihre eigene Schwere allein über eine Strecke von 18 Meilen nach dem Ausgangspunkte zurückkehren.

Das Geldzählen ist unter Umständen keine so angenehme Beschäftigung, wie viele Leute es sich manchmal vorstellen. In dem Bureau zur Einlösung der Nationalbanknoten in Washington sind etwa 120 Frauenzimmer angestellt. Sie haben während der Geschäftsstunden von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr nichts zu thun, als Noten zu zählen, und erwerben darin eine Gewandtheit, der es selbst der flinkeste Bankkassirer nicht gleich thun kann. Aber obwohl die meisten Angestellten jung sind, sehen sie meist blaß und abgespannt aus; viele haben wunde Hände und bei manchen zeigen sich offene Wunden im Gesicht und kranke Augen. Das kommt von dem Arsenik in der grünen Farbe der Noten. Trotz der größten Vorsicht, die alle anwenden, kommt das Uebel früher oder später zum Ausbruch. Eine kleine Hautabschürfung an der Hand genügt, um eine Entzündung zu veranlassen, und durch die Hände wird das Gift ins Gesicht und zu den Augen geführt. Jeden Morgen erhält jede Zählerin ein neues Schwämmchen zum Anfeuchten der Finger; aber vor Abend ist es schwarz von dem Arsenik. Manche werden durch das Gift so angegriffen, daß sie ihre Stellen aufgeben müssen. Die Besoldung ist 75 Dollar den Monat.

Kindergedanken. Die vierjährige Else war mit ihrer Wärterin auf dem Kinderfest. Am Abend wurde ein kleines Feuerwerk abgebrannt. Als die erste Rakete in die Höhe stieg, fing das Kind an bitterlich zu weinen und rief voller Angst: „Sie schießen den lieben Gott todt." — Ein andermal frug die Kleine nachdenklich den Vater: „Du, Papa, wenn Dir die Füße eingeschlafen sind, machst Du da auch Deine Hühneraugen zu?"

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.